

Tania Krämer

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Marokko

vom 05. September bis 14. Oktober 2001

„Wir wollen auch ein Stück von Europa“ Marokkos Flüchtlingsdrama

Von Tania Krämer

Marokko, vom 05.09. bis 14.10.2001
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	328
2. Prolog	328
3. Auf der Suche nach dem großen Glück in Europa	329
4. In Marokko habe ich keine Hoffnung mehr	332
5. Lieber sterben, als in Marokko lebendig begraben zu sein	335
6. Warten auf ein Lebenszeichen	338
7. Europa – aber doch noch nicht ganz	340

1. Zur Person

Geboren am 05.11.1971 in Rüsselsheim/Hessen. Nach dem Abitur langjähriger Aufenthalt in Paris. Dort, unter anderem, Studium der Geschichte/Internationale Beziehungen an der Pariser Sorbonne und der Universität Cork in Irland, mit Schwerpunkt Konflikte und Terrorismus am Beispiel von Nordirland. Längerer Aufenthalt in der Republik Irland und Nordirland. Es folgt ein sechsmonatiger Arbeitsaufenthalt in New York, danach ein Jahr als Reporterin in Jerusalem. Freie Mitarbeit und Praktika bei diversen Radiostationen und Zeitungen im In- und Ausland. Hörfunk- und TV-Volontariat bei der Deutschen Welle. Weitere (Arbeits-) Aufenthalte in Israel und den Palästinensischen Gebieten. Zur Zeit Redakteurin beim Hörfunk der Deutschen Welle in Köln.

2. Prolog

Marokko: Marrakesch, Fes, Tanger, das Atlasgebirge, Strand und Sonne: ein Leben wie in 1001 Nacht. Dieses Bild von Marokko wird uns in Europa gerne von Werbeplakaten des marokkanischen Fremdenverkehrsamts suggeriert.

Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Marokko, al-Mamlaka al-Maghribiyya, so die offizielle Landesbezeichnung, ist ein Land der Widersprüche. Die Gegensätze von Armut und Reichtum, von Tradition und Moderne stoßen hier unmittelbar aufeinander. Vom reichen Villenvorort bis zu den Slums in den Großstädten, von der französischsprachigen Elite, die für sich exklusive Jazzfestivals veranstaltet, bis zu den Ärmsten der Armen, denen das Geld fehlt, um ihren Kindern ein Schulheft für den Unterricht zu kaufen. Das ist das andere Bild von Marokko: die Armutsgrenze liegt bei knapp 40 Prozent. Mehr als die Hälfte der Marokkaner sind Analphabeten, die Arbeitslosigkeit liegt bei rund 20 Prozent. Kein Wunder also, dass viele junge Marokkaner keine Zukunft mehr in ihrem Land sehen. Auch der seit zwei Jahren amtierende junge König Mohammed VI. hat ihre Hoffnung auf eine grundlegende Veränderung der wirtschaftlichen und sozialen Situation nicht erfüllen können. Marokkos Jugend, die immerhin zwei Drittel der Gesamtbevölkerung ausmacht, fühlt sich im Stich gelassen.

Ich habe während meines sechswöchigen Aufenthaltes das arme, in gewissem Sinne das wenig vorzeigbare Marokko kennen gelernt. Gespräche mit Straßenkindern, Jugendlichen und jungen arbeitslosen Akademikern haben mir ihre Frustration und Perspektivlosigkeit, die Wut im Bauch, die sie mit sich herum tragen, deutlich gemacht. Fast jeder zweite, mit dem ich sprach, scheint mit dem Gedanken zu spielen, seine Heimat zu verlassen.

Die Recherchen im Land waren schwierig und langwierig. Oft war es nicht einfach, an Informationen heranzukommen und es bedurfte einer großen Portion Geduld und Hartnäckigkeit. Als junge, weibliche Journalistin alleine unterwegs zu sein, ist mitunter sehr anstrengend. Den größten Einfluss auf meine Recherchen hatte jedoch der 11. September. Zum Zeitpunkt der Anschläge auf das World-Trade-Center in New York und das Pentagon in Washington war ich in Rabat. In den Stunden danach hatten sich die sonst mit Menschen gefüllten Straßen der Hauptstadt geleert. Viele saßen Zuhause oder in Straßencafés vor dem Fernseher – ganz so wie bei Fußballübertragungen, die in Marokko sehr beliebt sind – und verfolgten die Geschehnisse in den USA. Spekulationen über die Hintergründe der Anschläge machten die Runde. Als sich herauskristallisierte, dass Araber diesen Anschlag geplant und ausgeführt hatten, schien man dies nicht so recht glauben zu wollen. Bei Gesprächen mit einheimischen Journalisten, Intellektuellen, Menschenrechtlern oder den Jugendlichen auf der Straße hieß es immer wieder: „Das waren keine Muslime, die die Anschläge verübt haben. Das kann nicht sein.“ Aber auch: „Es sei typisch, dass die westliche Welt sofort mit dem Finger auf die Araber zeigen würden und diese als Übeltäter vorverurteilen,“ hieß es.

Es tat sich so etwas wie eine Kluft auf. Häufig endeten Gespräche zwischen Marokkanern und mir in Diskussionen über die Beziehungen zwischen Europa und der arabischen Welt. Wie fremd sich die Menschen doch eigentlich wären und wie wenig wir voneinander wissen würden. Und dass so viele Vorurteile besonders gegenüber Arabern in Europa bestünden. Viele Marokkaner äußerten außerdem die Befürchtung, dass die Anschläge noch mehr Vorurteile gegenüber der arabischen Welt schüren und die Ausländerfeindlichkeit im Westen erhöhen könnte. Andererseits, obwohl die Anschläge auf der menschlichen Ebene immer verurteilt wurden, machte der ein oder andere aus seiner Zufriedenheit keinen Hehl, dass die Großmacht USA ins Mark getroffen und verwundbar geworden war. Schließlich schien eine Theorie die Runde zu machen: nämlich, dass der israelische Geheimdienst der Drahtzieher der Anschläge sei.

Plötzlich war alles, was nichts mit den Anschlägen zu tun hatte, in den Hintergrund gerückt – unter diesen Voraussetzungen war es kein einfaches Unterfangen, an dem Thema „Illegale Immigration – Marokko und seine Flüchtlinge“ weiterzuarbeiten.

3. Auf der Suche nach dem großen Glück in Europa

„Das größte Massengrab Europas“ – so nennen viele Spanier die Meerenge von Gibraltar, also die Passage, an der der Atlantik mit dem Mittelmeer verschmilzt. In den tückischen Fluten sterben jährlich mehrere hundert Men-

schen – meist namenlose, von deren Schicksal kaum jemand in Europa erfährt. Das europäische Festland ist das Ziel der Flüchtlinge, das es mit allen Mitteln zu erreichen gilt: eingepfercht in einem LKW, der mit einer Fähre nach Europa übersetzt; mit Schleppern auf schäbigen Booten, manchmal auch in Flugzeugen – die komfortablere Fluchtvariante. Die, die ihr Leben so aufs Spiel setzen, kommen meist aus dem Nordwesten Afrikas und den Maghreb-Staaten, wie Algerien und Marokko. Andere haben einen noch weiteren Weg auf sich genommen: Schwarzafrikaner aus Nigeria, Ghana oder Sierra Leone – da, wo gerade mal wieder Krieg herrscht, Armut und Perspektivlosigkeit keine Grenzen mehr kennt. Marokko ist ein Sammellager für all jene geworden, die ihr Glück in Europa suchen.

Erste Durchgangsstation – für viele auch vorläufige Endstation – ist Tanger. Die einstige Kulturhauptstadt im Norden Marokkos, die noch bis vor zwanzig Jahren die geistige Elite des Westens in ihren Bann gezogen hatte, ist zum Auffanglager der Hoffnungsvollen und Gescheiterten geworden. Die kleinen schäbigen Hotels im Petit Sokko, dem Basar in Tangers Altstadt, sind mit Schwarzafrikanern überfüllt. Hier warten sie auf die nächstbeste Gelegenheit, die Meerenge – die vorerst letzte Station ihres langen Weges zu überqueren. Im Hafen und am Strand der Küstenstadt lungern marokkanische Jugendliche herum, auch sie warten auf eine neue Chance zu fliehen, manchmal monatelang.

An der Meerenge von Gibraltar trennen weniger als 15 Kilometer den afrikanischen Kontinent vom europäischen Festland. Die Fahrt mit der Fähre von Tanger ins spanische Küstenstädtchen Tarifa dauert gerade mal 35 Minuten. Bei gutem Wetter kann man von der Nordküste Marokkos aus den südlichen Zipfel Spaniens mit bloßem Auge erkennen. Der „Estrecho“, wie die Spanier die Straße von Gibraltar nennen, ist das Schlupfloch des Schengen-Europas, das sich nicht schließen lässt. Der Flüchtlingsstrom aus Marokko ist ungebrochen. Kein Wunder, dass die Beziehungen zwischen Spanien und Marokko wegen der Frage der illegalen Einwanderer – neben den notorischen Querelen um den Status der Westsahara und der Klärung des Fischereiabkommens – immer wieder von diplomatischen Zwischenfällen belastet werden. So auch diesen August: angesichts der Ankunft von mehreren hundert Migrant*innen pro Tag platzte dem spanischen Außenminister Josep Pique der Kragen: Er warf den marokkanischen Behörden die Zusammenarbeit mit marokkanischen Schleppermafias vor. Die ebenso harsche wie knappe Antwort von König Mohammed VI. ließ nicht lange auf sich warten: die meisten Schlepperbanden kämen aus Spanien, so der Monarch. Der Vorfall reiht sich in die lange Liste der Unstimmigkeiten zwischen beiden Ländern ein, die mit der Abrufung des marokkanischen Botschafters aus Spanien, Ende Oktober dieses Jahres, einen ersten Höhepunkt erreichte.

Die Zahl der Migranten, die nach Europa auswandern wollen, wächst stetig. In diesem Jahr 2001 hat die spanische Küstenwache Guardia Civil bis September bereits 14.000 illegale Einwanderer – sogenannte *sin papeles* – verhaftet. Das sind mehr als im gesamten Jahr 2000 – da waren es 15.000, so die Zahlen der spanischen Immigrationsbehörde. Doch es könnten weitaus mehr sein, denn nicht alle werden von der Guardia Civil aufgegriffen. Wie viele bei dem Versuch nach Europa zu kommen, sterben, darüber gibt es keine genauen Angaben. Spanische Menschenrechtsorganisationen, wie die *Asociación Pro Derechos Humanos de Andalucía*, schätzen, dass es jedes Jahr über tausend sind – mehr als an jeder anderen europäischen Grenze.

Im Sinne des Schengen-Vertrags hat Spanien, das einen Ausländeranteil von nur knapp 2,5 Prozent hat, mittlerweile auch bilaterale Abkommen mit verschiedenen Staaten geschlossen, die die Abschiebung illegaler Einwanderer erleichtern soll und die Spanien die Möglichkeit geben, ihre Einwanderer besser „auszusuchen“. Wird ein Marokkaner im spanischen Küstenstreifen aufgefischt, kann er sofort abgeschoben werden. Auch mit Nigeria besteht ein solches Abschiebeabkommen. Spaniens Umgang mit der Einwanderer-Frage ist zwiespältig: Einerseits braucht das Land die illegalen Migranten, um die vakanten Stellen in der Landwirtschaft, im Tourismus, im sozialen Bereich und im Baugewerbe besetzen zu können. Andererseits werden die Tore zu Europa immer weiter zugemacht. Eine Verschärfung der Einwanderungsgesetze hat bisher keinen Immigrant davon abhalten können, sich auf den Weg zu machen. Schlepperbanden und Arbeitgeber profitieren von der Situation. Eine Untersuchung des spanischen Arbeits- und Sozialministeriums zeigt, dass fast jeder Landwirt in Südspanien die *sin papeles* beschäftigt. Gerade die Marokkaner – oder *moros*, wie sie in Spanien genannt werden – sind dringend benötigte, vor allem aber billige und rechtlose Erntehelfer.

Ein im November 2000 von der spanischen Regierung verabschiedetes neues Ausländergesetz hat die Situation der illegalen Immigranten in Spanien weiter verschärft. Das Gesetz sieht die sofortige Abschiebung derer vor, die sich ohne Papiere im Land aufhalten. Außerdem sollen den Migranten Bürgerrechte wie das Versammlungs- und Demonstrationsrecht verweigert werden. Schon kurz nach dem Inkrafttreten des neuen Ausländergesetzes, das mehrere tausend Immigranten mit der unmittelbaren Ausweisung bedrohte, kam es zu Protesten in Spanien. Am spektakulärsten waren mehrere, wochenlange Kirchenbesetzungen und Hungerstreiks von Immigranten und Menschenrechtsaktivisten. Die Opposition der PSOE (Sozialisten) legte eine Verfassungsbeschwerde ein. Daraufhin reagierte die spanische Regierung zwar mit einer einmaligen Ausnahmeregelung, nach der bereits in Spanien lebende Illegale die Aufenthaltsgenehmigung verlängern konnten, doch dies war nach Meinung spanischer Menschenrechtsorganisationen nur ein Tropfen auf dem heißen Stein.

Die sofortige Ausweisung der Migranten schiebt das Problem auf die Herkunftsländer. Doch diese nehmen ihre Flüchtlinge nur widerstrebend auf und Rückführungen kosten Millionen. Ein weiteres Problem ist, dass die meisten Illegalen keine Ausweispapiere mehr haben und ein Flüchtling kann nur dann zurückgeschickt werden, wenn seine Herkunft eindeutig geklärt ist. Wohlweislich werden jegliche Ausweisdokumente schon vor der Flucht zerstört. So geben sich Marokkaner deshalb oft als Algerier aus, weil sie dann nicht unter das Abschiebeabkommen zwischen Marokko und Spanien fallen. Algerische Emigranten werden von den spanischen Behörden als politische Flüchtlinge anerkannt, da in Algerien Bürgerkrieg herrscht. Der Trick mit den vertauschten Nationalitäten ist mittlerweile jedem Ausreisewilligen in Marokko bekannt.

Die marokkanische Regierung schiebt den schwarzen Peter gerne Spanien zu. Man tue alles, um die Auswanderung zu stoppen, heißt es da immer wieder aus Regierungskreisen. Nach dem diplomatischen Vorfall vom vergangenen August, ließ das marokkanische Außenministerium verlauten: Im Jahr 2000 habe man etwa 35.000 Personen interniert, die sich auf den illegalen Weg nach Europa begeben hätten. Davon seien 20.000 eigene Staatsbürger gewesen. Um der Pflicht nachkommen zu können, benötige man moderne Radars und Nachtsichtgeräte – wie sie die spanische Guardia Civil benutzt. Doch ob damit der Ansturm der pateras, wie die kleinen Boote mit Außenbordmotor genannt werden, gestoppt werden kann, ist fraglich. Denn die Drogenmafia hat sich längst auf den Handel mit solchen Immigranten umorientiert, die gewillt sind, auch im Schlauchboot nach Spanien überzusetzen. Und schlecht bezahlte Polizisten auf beiden Seiten der Grenze halten die Hände auf.

4. In Marokko habe ich keine Zukunft mehr ...

Das Treppenhaus des sechsstöckigen Hochhauses am Rande von Tanger ist kahl und schäbig. Ein paar Decken, Pappkartondeckel und Essensreste schimmeln in der Ecke vor sich hin. Das ist das Zuhause von Yahya und Farid. Seit knapp drei Monaten leben die beiden jungen Marokkaner auf der Straße. Yahya ist fünfzehn und kommt aus der nordmarokkanischen Stadt Oujda, nahe der Grenze zu Algerien. Der 21-jährige Farid stammt aus Marokkos Wirtschaftsmetropole Casablanca. Die Jugendlichen haben sich in Tanger kennen gelernt. Jetzt schweißt sie ein Traum zusammen: nach Europa auszuwandern und dort ein neues Leben anzufangen. „Ich will nach Frankreich und dort als Automechaniker arbeiten,“ sagt Yahya grinsend und streicht sich die schwarzen Locken aus dem Gesicht. Mit düsterem Blick kommt aber gleich hinterher: „Hier in Marokko

gibt es keine Zukunft für mich.“ Farid nickt zustimmend. Auch er sieht keine Zukunft mehr in seinem Heimatland Marokko. Schon einmal war er im Gefängnis, wegen Drogengeschichten, sagt er. Die Schule hat er abgebrochen. „Hier fühle ich mich wie tot. Marokko kümmert sich nicht um Leute wie uns. Aber in Europa, da kann ich neu anfangen.“

Jeden Abend lungern die beiden Jugendlichen im Hafen von Tanger herum. Dort, wo die Lastwagen stehen, die am frühen Morgen mit der Fähre nach Sète in Frankreich oder ins südspanische Algeciras aufbrechen. Sie hoffen, in einem Lastwagen versteckt die Meerenge von Gibraltar zu überwinden – die Meerenge, die Marokko vom europäischen Kontinent trennt.

Die ausländischen Lastwagenfahrer, die am Hafen von Tanger oft tagelang warten müssen, bis die Ein- oder Ausfuhrpapiere von den marokkanischen Behörden ausgehändigt werden, wissen viele Geschichten über die heimlichen Passagiere zu erzählen. So auch Jack aus Manchester, der im Exportbereich mit seinem LKW auf das „O.k.“ für seine Ausreise wartet. „Ein Kollege war in der Schleuse – wir nennen das so, weil hier das Fahrzeug nochmals durchsucht wird, bevor es auf die Fähre geht. Die Plane am hinteren Teil der LKW-Ladefläche war hochgerollt. Plötzlich gab es ein Geschrei im Wagen: die Grenzpolizisten hatten drei junge Marokkaner gefunden, die sich unter der Plane versteckt hatten. Die Polizisten zogen den drei Jugendlichen die Schuhe aus, damit sie nicht weglaufen konnten. Danach sind sie wahrscheinlich aufs Revier gebracht worden.“ Für die meisten der Lastwagenfahrer zählt das zum ganz normalen Alltag.

Im Hafen ist Yahya ganz in seinem Element. In den drei Monaten, die er in Tanger lebt, hat er jeden Winkel des Hafens ausgekundschaftet, jede Fluchtmöglichkeit in Gedanken durchgespielt. Fachmännisch erklärt er seinem Freund Farid, welcher Lastwagen das bessere Modell sei, um sich entweder unter das Fahrzeug zu klemmen oder Platz in einer Nische im Laderaum zu finden. Schließlich hat es Yahya schon einmal geschafft, sich unter einem LKW zu verstecken – bis ihn die marokkanische Grenzpolizei dann doch entdeckte. „Ich hing da ziemlich lange unter dem LKW. Dann sind wir in die Schleuse gefahren. Dort werden die LKWs abgesucht. Und da haben sie mich dann erwischt.“ Die marokkanischen Grenzpolizisten gehen nicht zimperlich mit den Jugendlichen um, die sich in den Lastwagen verstecken und versuchen, illegal nach Europa zu reisen. Auf der Polizeiwache im Hafen sei er verhört und geschlagen worden, erzählt Yahya und zeigt dunkle Druckstellen an seinen Handgelenken. Die stammen von dem Seil, mit dem er an einem Stuhl festgebunden worden sei. Dann hätten zwei Polizisten auf ihn eingeschlagen. „Nur, um mir Angst zu machen, damit ich es nicht wieder versuche,“ meint der Teenager und sieht noch verlorener in seinen viel zu großen Jeans aus, die lose um seine mageren Beine hängen. Trotzdem: Auch die Drohungen der Polizei werden ihn nicht davon abhal-

ten, einen neuen Anlauf zu nehmen. Yahya ist sich sicher, dass es irgendwann einmal klappen wird.

Die Tage verbringen die Jugendlichen meist am Strand von Tanger. Der Strand mit seiner heruntergekommenen Promenade ist zu einer Art Treffpunkt für all die geworden, die ihr Glück in Europa suchen. Hier werden Informationen ausgetauscht, hier wird geschlafen oder in den Tag geträumt. „Manchmal starre ich stundenlang aufs Wasser und versuche, das europäische Festland auf der anderen Seite zu sehen,“ sagt Farid. An klaren Sonnentagen kann man Südsanien mit dem bloßen Auge erkennen. Die spanische Costa del Sol ist an der engsten Stelle des Kanals nur knapp 15 km von Tanger entfernt – ein Katzensprung, doch nicht für die Leute mit den falschen Papieren: Wer keinen europäischen Pass oder kein gültiges Visum besitzt, kann den Traum vom Leben in Europa in Tanger begraben oder riskiert sein Leben beim Versuch, dorthin zu kommen.

„Ich möchte nach Skandinavien,“ sagt Farid, „Ich habe gehört, dass man sich dort besser um die Menschen kümmert. Die Menschenrechte werden da mehr beachtet. Dort will ich leben.“ Farid war noch nie in Europa. Er hat aber viele Geschichten gehört von Marokkanern, die es dort zu etwas gebracht haben. Die in den Ferien mit einem Mercedes in die Heimat reisen und sich hier ein großes Haus gebaut haben. Europa – für Farid der Inbegriff für Reichtum und Erfolg. Das dies nicht immer der Wirklichkeit entspricht, interessiert ihn nicht. „Wenn ich erst mal da bin, schaffe ich das schon,“ sagt er. Doch was er genau in seinem Traumland machen will, weiss er nicht. Nur soviel: falls alles nicht klappen sollte, dann will er auf jeden Fall eine Frau finden und in Europa heiraten. Manchmal geht er mit den wenigen Dirhams, die er sich beim Betteln verdient, ins Internet-Café, um über E-mail und Chat-Programm mit Mädchen in Europa Kontakt aufzunehmen. „Ich habe sehr viel mit französischen Mädchen Kontakt, denn außer Arabisch und ein bisschen Französisch kann ich keine andere Sprache. Europäer können ja meist kein Arabisch,“ sagt er und grinst verlegen.

Farids Stimme klingt müde. Seit er im Gefängnis war, habe ihm keiner mehr eine Chance gegeben. Eine Arbeit zu finden war nahezu unmöglich. Deshalb wolle er weg aus Marokko. Vor drei Monaten hat er sich von seiner Mutter, die in Casablanca lebt, verabschiedet: Er wolle versuchen, von Tanger aus nach Europa zu gelangen. Doch so schwierig hat er es sich nicht vorgestellt. Die drei Monate in Tanger haben ihn nur noch mehr desillusioniert. „Ich träume davon, mal wieder in einem Bett zu schlafen, mich jeden Tag zu duschen und zu essen, wenn ich Hunger habe,“ meint Farid. Aber so nahe am Ziel, wenn auch nur geographisch, will er nicht ans Aufgeben denken.

Eine Woche später habe ich mich wieder mit Yahya und Farid verabredet. Wir wollen uns am Hochhaus treffen. Farid empfängt mich schon lachend auf

der Straße vor dem Hochhaus. „Yahya ist drüben,“ sagt er und zeigt mit der rechten Hand in Richtung Meer. „Er hat es geschafft!“ In der vergangenen Nacht hatte er Yahya geholfen, in den Laderaum eines LKWs zu schlüpfen. „Für uns beide war kein Platz, und da Yahya kleiner ist als ich, passte er da viel besser rein,“ erzählt Farid. Wohin der LKW gefahren ist, daran kann er sich nicht erinnern. Sollte Yahya bei der Einreise in Spanien oder Frankreich entdeckt werden, wird er zunächst in einem Auffanglager für Flüchtlinge untergebracht werden. Da er minderjährig ist, darf er nicht – wie sonst üblich – nach Marokko ausgewiesen werden. Farid steht die Sehnsucht in den Augen geschrieben: „Mann, der hat es gut,“ seufzt er.

5. Lieber sterben, als in Marokko lebendig begraben zu sein

Dreimal hat er es schon versucht. Beim letzten Mal wäre es fast schief gegangen: die Überfahrt mit einer patera, von der marokkanischen Küste über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien, endete für einige Bootsinsassen tödlich. Für den 18-jährigen Khaled aus dem Dorf Larache, an der Westküste Marokkos, gab es im letzten Moment doch noch Rettung. Die Guardia Civil, die nachts mit ihren Booten auf der Meerenge patrouilliert, hat ihn aus dem eiskalten Meerwasser gefischt. „Wir müssen schon mehr als eine Stunde unterwegs gewesen sein, jedenfalls kam es mir sehr lang vor, als ein Sturm aufkam. Wir waren auf dem offenen Meer, aber meiner Meinung nach, konnte die spanische Küste nicht mehr weit sein. Mir tat schon alles weh, weil ich seit Stunden meine Beine nicht mehr rühren konnte, so dichtgedrängt saßen wir zusammen. 50 Männer in einem kleinen Boot. Es war kalt, ich war total nass und die Wellen schlugen immer höher. Dann fiel der Motor aus. Ich hatte große Angst, die anderen wohl auch. Wir fingen an, zu beten. Allah hilf uns, Allah hilf uns. Er hat nicht geholfen. Irgendwann kippte das Boot. Was dann geschah, weiss ich nicht mehr. Als ich wieder aufwachte, lag ich auf einer Liege in einem Heim in Cadiz. Einen halben Tag blieb ich dort, dann wurde ich wieder nach Marokko zurückgeschickt,“ fasst Khaled die gefährliche Überfahrt zusammen.

Die Enttäuschung darüber, doch wieder in Marokko zu sein, steht Khaled noch heute ins Gesicht geschrieben. Immerhin hatte er schon einen Fuß auf das spanische Festland gesetzt – und war seinem Traum, in der Europäischen Union zu leben, ein großes Stück näher gekommen. In Larache, einer Kleinstadt mit Hafen, arbeitet er als Küchenjunge in einem Fischrestaurant. Das reicht ihm aber nicht, um sein Auskommen zu sichern. Seitdem er Bekannte und Verwandte gesehen hat, die nach Europa emigriert und nun mit viel Geld in die Heimat zurückgekehrt sind, hat ihn der Ehrgeiz gepackt, es ihnen gleich zu tun. „Freunde von mir, die illegal nach Spanien eingereist sind und dann in Ländern wie

Frankreich oder Deutschland gelebt haben, sind mit teuren Autos zurückgekommen. Sie haben sich hier ein Haus gebaut, für die Ferien. Ich will das auch versuchen. In Europa gibt es viel Geld,“ behauptet Khaled. Er kennt das Land auf der anderen Seite des Ufers nur vom Erzählen. Und was ihm erzählt wird, erscheint ihm alle mal besser, als das Leben in Marokko.

Fast jeder in Marokko kennt solche Erfolgsgeschichten. Negativbeispiele tauchen gar nicht erst auf. Lange Zeit war das Problem der illegalen Einwanderung in den marokkanischen Medien ein Tabuthema. Doch seit einiger Zeit werden zumindest Bootsunglücke gemeldet und es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht über eine in Seenot geratene patera in den marokkanischen Tageszeitungen berichtet wird. Hier wird das Problem jedoch nur oberflächlich thematisiert. Eine Analyse oder Debatte über die Hintergründe für die zunehmende Immigrationsbereitschaft vieler Marokkaner findet nach wie vor nicht statt. Dies spiegelt sich auch auf anderen zivilgesellschaftlichen Ebenen wieder: Die großen Menschenrechtsorganisationen wie die Association marocaine des droits humains (AMDH) oder die Organisation marocaine des droits humains (OMDH) beschäftigen sich erst seit kurzem mit dem Thema. Es gibt keine gemeinsame Strategie zur Bekämpfung dieses Phänomens.

In Larache hat sich eine Organisation gebildet, in der Menschenrechtler und betroffene Familienangehörige zusammenarbeiten: Las pateras de la vida – die Boote des Lebens. In Zusammenarbeit mit spanischen Nichtregierungsorganisationen versuchen Freiwillige, Öffentlichkeitsarbeit zum Thema Immigration zu leisten und mit Projekten Jugendliche davon abzuhalten, die riskante Flucht ins Ausland auf sich zu nehmen. Kinder können an kostenlosem Nachhilfeunterricht teilnehmen, es gibt einen Kinoabend im Monat. Ferner können Jugendliche in den Räumen der Laracher NGO Zusatzqualifikationen erwerben. „Die Jugendlichen sollen bei uns erfahren, dass es sich lohnt, in Marokko zu bleiben und Dinge vor Ort zu verändern,“ sagt Abdelkader, einer der Leiter des Projektes. Außerdem will man hier darüber aufklären, was es heisst, ein Immigrant in Europa zu sein. „Viele gehen ohne Papiere nach Spanien und arbeiten dort zu unmenschlichen Konditionen. Sie lassen sich völlig über den Tisch ziehen und haben keine Ahnung über ihre Rechte. Wir wollen die Jugendlichen einerseits darüber aufklären, andererseits versuchen wir sie bereits im Vorfeld von der Auswanderung abzuhalten.“ Ähnlich wie Las Pateras de la Vida sieht auch die Association des jeunes diplômés chômeurs ihre Aufgabe darin, junge, arbeitslose Akademiker dazu zu motivieren, ihren Arbeitsplatz bei der Regierung einzufordern. „Wir sind gegen die Emigration. Das ändert unserer Meinung nach nichts an der Situation in Marokko. Ich persönlich möchte nicht als Immigrant im Ausland irgendwo Hilfsarbeiten verrichten und als Mensch zweiter Klasse behandelt werden. Der marokkanische Staat muss zur Verantwortung gezogen werden,“ sagt Younes, Spre-

cher der Organisation in Larache. Er ist selbst arbeitslos. Drei großangelegte Sit-in Demonstrationen vor dem Parlament in Rabat hat die Organisation bisher veranstaltet, um das Thema ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken. Von der Regierung gab es bisher jedoch keine Reaktion, so Younes. Obwohl die finanziellen Mittel für die Lobby- und Projektarbeit knapp sind, will man hier aber nicht so schnell aufgeben.

Ganz anders Khaled: Er will sich nicht davon abbringen lassen, es wieder zu versuchen. Zwischen sechs und zehntausend Dirham muss er aufbringen, um von einem der Schlepper mitgenommen zu werden. „Der Preis hängt davon ab, ob man den Kapitän des Bootes kennt. Ich habe da ganz gute Kontakte,“ sagt er lässig. Doch auch die haben ihn nicht davor bewahrt, betrogen zu werden. Einmal hat er viel Geld für eine nächtliche Überfahrt bezahlt – doch der Kapitän drehte nur eine Schleife. Anstatt an die Küste Spaniens gebracht zu werden, gelangten die Passagiere wieder zurück nach Marokko. Auch Mahmoud aus Rabat berichtet ähnliches. Er hat schon sieben oder acht Versuche unternommen, um nach Spanien überzusetzen. Nicht nur, dass er auf diese Weise von der Schleppermafia betrogen wurde. Unverschämterweise wurden an ihn und seine Familie immer wieder neue Geldforderungen gestellt. Aus Angst vor Denunziation bei der marokkanischen Polizei geben die Familien meist dem Druck der Mafia nach und bezahlen den geforderten Preis.

Wer es bis an die spanische Küste schafft, der hat die vielleicht schwierigste, aber nicht die letzte Hürde überwunden. Ohne Aussicht auf eine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung werden die Migranten in die Illegalität getrieben. „Wenn sie bei uns ankommen, sind sie am Ende ihrer Kräfte und völlig verstört. Meistens haben sie keine Schuhe mehr an und sind ausgehungert.“ Die Spanierin Hosefa hat schon viele marokkanische Flüchtlinge auf ihrem Bauernhof aufgenommen. Das kleine Landhaus, inmitten der hügeligen Landschaft Südandalusiens, liegt nur wenige Kilometer landeinwärts von der Küste entfernt. Kurz vor dem kilometerlangen Küstenstreifen bei Tarifa werden die meisten Immigranten aus dem Boot gelassen, die letzten Meter müssen sie zu Fuß durch das Meer waten oder schwimmen. Wer schließlich nach der stundenlangen Überfahrt am Strand ankommt, hat keine Minute zu verlieren. Dann heisst es loslaufen, um nicht der spanischen Polizei in die Hände zu fallen, die dort regelmäßig patrouilliert. Wer hier aufgegriffen und als Marokkaner identifiziert wird, kann sofort wieder in sein Herkunftsland abgeschoben werden.

In Tarifa, einer kleinen Küstenstadt am südlichsten Zipfel Spaniens und Umgebung gehört das Thema illegale Einwanderung zum bitteren Alltag. Oft kommt es vor, dass Leichen an den Strand angeschwemmt werden. Menschen, die bei der Überfahrt ums Leben gekommen sind. Man hilft Flüchtlingen, die es nach Spanien geschafft haben, eine Unterkunft für ein, zwei Tage zu finden. Zeit,

die die meisten brauchen, um sich von den Strapazen der Flucht zu erholen und neue Kraft für die weitere Reise ins Ungewisse zu schöpfen. „Viele können vor lauter Hunger erst mal nichts essen und sehr viele haben Angst, dass sie entdeckt oder denunziert werden,“ weiß Hosefa zu berichten. Angefangen hatte alles mit dem Schengen-Abkommen, dem Spanien 1985 beitrug und das die Grenzen Europas noch fester verschloss. Da hätten mehr und mehr Marokkaner versucht, auf illegalem Weg nach Spanien zu reisen, sagt sie. „Die Flüchtlinge sind meistens zwischen 15 und 30 Jahre alt. Sie kommen hierher, um Geld für die Familie daheim zu verdienen. Im allgemeinen sind sie sehr unzufrieden mit der Situation in Marokko. An dieser Situation hat auch der neue König Mohammed VI. nicht viel geändert,“ sagt die 50-jährige Frau.

Das alles ist dem jungen Khaled kaum bewusst. Noch – denn vielleicht zählt er auch bald zu denjenigen, die verzweifelt Unterschlupf bei Hosefa suchen. Nichtsdestotrotz steht für ihn fest: „Ich werde es wieder versuchen. Ich will nach Europa. Lieber sterbe ich, als in Marokko lebendig begraben zu sein.“

6. Warten auf ein Lebenszeichen

Am Fuße des Rif-Gebirges im Norden Marokkos liegt die kleine Stadt Ksar-el-Kebir. Ein Ort von historischer Bedeutung: 1578 wurden ganz in der Nähe die portugiesischen Besatzer in die Flucht geschlagen und Ksar-el-Kebir ging als heldenhafte Stadt in die Annalen der marokkanischen Geschichtsschreibung ein. Über die Jahrhunderte hinweg hat die heute rund 100.000 Einwohner zählende Stadt ihren ruhmreichen Glanz von einst inzwischen verloren. Wie in vielen anderen Städten und Dörfern im Norden des Landes herrscht auch hier Arbeitslosigkeit und Armut. Kein Wunder, dass viele der jüngeren Marokkaner kaum eine Zukunftsperspektive für sich in der Kleinstadt sehen. So auch der 25-jährige Abdullah. Schon lange hatte der Familienvater mit dem Gedanken gespielt, aus seiner Heimatstadt wegzugehen. Nach Europa wollte er, um dort den Unterhalt für seine junge Familie zu verdienen.

Eines Nachmittags war es dann soweit. Gemeinsam mit einer Gruppe von ausreisewilligen jungen Männern brach er in die Hafenstadt Tanger auf. Dort hatten sie vor, einen Mann zu treffen, der sie mit einem Boot nach Spanien bringen sollte – gegen viel erspartes Geld. Es dauerte einige Tage, die die meisten am Strand oder in kleinen, schäbigen Pensionen in der Medina von Tanger verbrachten, bis sie dann eines Abends mit einem kleinen Boot mit Außenmotor schließlich in die raue See stechen konnten.

Das war vor mehr als zehn Jahren. Was sich damals bei der nächtlichen Überfahrt auf dem vollbesetzten Schlauchboot abspielte, weiss niemand. Ob Abdullah und die anderen Bootsinsassen jemals auf der anderen Seite anka-

men? In Ksar-el-Kebir ist jedenfalls keiner der Männer jemals wieder gesehen worden, noch hat man ein Lebenszeichen von ihnen aus dem Ausland vernommen. Sind sie der tückischen See zum Opfer gefallen, und nun womöglich auf einem der anonymen Friedhöfe auf dem spanischen Festland begraben? Oder wollte Abdullah noch mal ganz von vorne anfangen, und den Kontakt nach Marokko bewusst abbrechen?

Abdeslam Ohmarki sitzt in Gedanken versunken auf dem Sofa. In den Händen hält er ein Bild von Abdullah, seinem Sohn. „Ich weine jeden Tag um ihn. Ich wusste ja, dass er gehen wollte, aber warum hat er sich nie gemeldet?“ – der alte Mann zuckt ratlos mit den Schultern. Seine Frau ist vor wenigen Jahren gestorben – aus Gram um den verschollenen Sohn, fügt er traurig hinzu.

Nicht nur die Ungewissheit über das Schicksal von Abdullah belasten den Greis. Das Fehlen eines arbeitsfähigen Ernährers macht ihm große Sorgen, denn sein Sohn hat seine Frau und die beiden Töchter hier in Ksar-el-Kebir zurückgelassen. Nun muss sich Abdeslam ganz allein um die Familie kümmern. Doch es fehlt an allem. „Wir haben ein Pferd und einen Pflug, um das Stück Feld zu bestellen, das uns gehört. Aber das reicht natürlich nicht aus. Ich kann das Feld nicht mehr allein bearbeiten. Die beiden Kleinen gehen zur Schule. Und ich kann ihnen noch nicht einmal ein Schulheft oder Buntstifte kaufen.“

Bei all der Trauer gibt Abdeslam aber die Suche nach dem verschwundenen Sohn nicht auf. Er klammert sich an jeden Hinweis, jedes Wort, das ihn zu Abdullah führen könnte. „Ich spüre, dass mein Sohn noch am Leben ist. Das sagt mir mein Herz“, beteuert er immer wieder. Von einem Rückkehrer aus Spanien habe er gehört, dass Abdullah kurz nach seiner Ankunft in Spanien verhaftet worden sei. Heute soll er unter falschem Namen in einem Gefängnis in Madrid sein. Nachprüfen kann er diese Information nicht. Denn bisher hat er kein Visum erhalten, um nach Spanien einzureisen und sich selbst vergewissern zu können.

Abdeslam kann nicht verstehen, weshalb er von den Spaniern kein Reisevisum erhält. Wahrscheinlich, so ein Vertreter einer marokkanischen Menschenrechtsorganisation, befürchten die spanischen Behörden, dass Abdeslam dann nicht mehr nach Marokko zurückkehrt. Doch es sind nicht nur die spanischen Behörden, die dem alten Mann Schwierigkeiten machen. „Der marokkanische Staat macht nichts, aber auch gar nichts, um Leuten wie uns zu helfen“, sagt er. Kurz nachdem sein Sohn verschwunden war, hatte sich Abdeslam mit anderen Eltern zusammengetan, deren Kinder ebenfalls emigriert und dann verschollen sind. Die Organisation „Eltern verschollener Kinder“ (Association des parents des enfants disparus) wurde gegründet. Es gab ein paar Kontakte mit dem Gouverneur der Provinz Tanger, aber sehr viel mehr als Gespräche seien dabei nicht herausgekommen. Die Angehörigen blieben auf sich allein gestellt. Viele sind mittlerweile aus der Organisation

ausgetreten und haben sich ein neues Leben aufgebaut. Einige der zurückgelassenen Frauen haben sich nochmals verheiratet. Für sie geht das Leben irgendwie weiter.

Für Abdeslam nicht. Inzwischen ist auch eine seiner Töchter nach Spanien ausgewandert. 50.000 marokkanische Dirham musste die Familie aufbringen, damit eine Schlepperbande die damals 21-jährige Halima von der spanischen Enklave Ceuta zum spanischen Festland bringt, erinnert sich der Vater. Angeblich soll sie dort in einer Bar in einer spanischen Kleinstadt arbeiten. Es ist ein offenes Geheimnis in Marokko, dass viele der emigrierten marokkanischen Frauen in Spanien als Prostituierte arbeiten. Auch zu ihr ist der Kontakt weitgehend abgebrochen. Abdeslam macht sich Vorwürfe: „Wenn wir nicht so arm wären, wären meine Kinder noch da. Sie wären nicht gezwungen, auszuwandern. Ich möchte sie wieder zurückholen. Aber wie?“ Und resigniert, aber zugleich auch hoffnungsvoll fügt er hinzu: „All das hat Allah so gewollt.“

7. Europa – aber doch noch nicht ganz

„Ich will nach Frankreich. Nach Paris. Das ist mein Ziel. Mehr will ich gar nicht.“ Der 24-jährige Hamed ist seit vier Monaten unterwegs, um die Stadt seiner Träume zu erreichen: mit Sammeltaxi, Bus und zu Fuß ging die Reise von seinem Heimatdorf in der Nähe von Oran in Algerien bis über die Grenze nach Marokko. Stationen in Fes, Tetouan, Castilla und schließlich Ceuta – die spanische Enklave an der Nordküste Marokkos. „Ich habe ungefähr rund 600 Mark gezahlt, um über die Grenze nach Marokko zu kommen. Zweimal haben mich die Schlepper betrogen. Kurz vor der Grenze nach Ceuta sollte ich noch mal zahlen. Ich hatte natürlich keinen Sous mehr in der Tasche. Erst beim dritten Anlauf hat es dann geklappt.“

Vor wenigen Tagen ist Hamed in Ceuta angekommen – also schon fast in Europa. Denn die knapp 20 Quadratkilometer umfassende Stadt, gemeinsam mit der 240 Kilometer entfernten Stadt Melilla, ist das letzte Stück spanisches Territorium auf dem afrikanischen Kontinent. Ceuta gehört seit dem 16. Jahrhundert zum spanischen Königreich – heute ist es eine weitgehend autonome Freihandelszone, die gleichzeitig als Militärbasis für die spanische Armee und Zentrum für marokkanisch-spanische Schmugglerbanden dient.

Ceuta ist zu einer Art Sammelstelle für Flüchtlinge auf dem afrikanischen Kontinent von Europa geworden. Ein Stück Schengen auf dem afrikanischen Kontinent zieht Migranten aus aller Welt an. Ob aus Pakistan, Nigeria, Sierra Leone oder aus dem Nachbarland Algerien – kein Weg scheint den Flüchtlingen zu weit, um von hier aus den Sprung auf den europäischen Kontinent zu wagen.

Um Ceuta und die Europäische Union vor dem steigenden Ansturm der Migranten zu schützen, wurde die Grenze kontinuierlich verstärkt. Heute gleicht sie einem modernen Festungswall, der Erinnerungen an die Berliner Mauer wachruft. Die achteinhalb Kilometer lange Trennlinie zwischen der Halbinsel Ceuta und dem Rest des afrikanischen Kontinents gehört zu den best gesicherten Grenzen der Welt. Zwei Zäune, 3,20 Meter hoch, ziehen sich durch das Bergland, von Küste zu Küste. Die spanische Küstenpolizei Guardia Civil hat ihre Beamten auf 25 Wachtürme verteilt, die die Grenze mit Hilfe von ferngesteuerten Kameras, Nachtsichtgeräten und Flutlicht überwachen. Doch auch modernste Grenzschutzanlagen halten gewiefte Schlepper nicht davon ab, zahlungsfähige Flüchtlinge in die spanische Enklave zu schleusen.

Auch Hamed ist über eine solche „Lücke im Zaun“ – wie er es nennt, nach Ceuta gelangt. Danach nahm alles seinen geregelten Lauf: Registrierung bei der Polizei, Eintragung in die Warteliste für ein Bootsticket in die spanische Stadt Algeciras. Flüchtlinge wie Hamed, die aus Krisengebieten kommen, haben das Recht auf eine einmalige Einreise nach Spanien. Als Marokkaner hätte er keine Chance: Im Rahmen des bilateralen Abkommens zwischen Spanien und Marokko würde er sofort wieder zurückgeschickt werden.

In Spanien dürfen sich die Migranten 48 Stunden aufhalten. Dies wird von den meisten genutzt, um in andere europäische Länder weiterzureisen. Viele haben dort Familienangehörige, die sie aufnehmen und ihnen Arbeit verschaffen – auch ohne Papiere. Doch denen, die keine Familie oder Bezugspersonen haben, bleibt nichts anderes übrig, als unterzutauchen. Die meisten von ihnen kommen als Erntehelfer oder Tagelöhner auf südspanischen Plantagen unter und müssen dort für einen Hungerlohn harte Arbeit leisten – ohne gültiges Visum und entsprechende Arbeitsgenehmigungen leben sie in einem rechtsfreien Raum.

Mittagszeit im Heim des Weißen Kreuzes im Zentrum von Ceuta. Auf der Straße vor dem Eingang der katholischen Einrichtung hat sich eine lange Schlange gebildet: etwa 80 junge Männer zwischen 18 und 35 Jahren warten darauf, dass sie zum Mittagessen eingelassen werden. Für sie ist dies die einzige Mahlzeit am Tag, sagt Carmen-Maria, die Leiterin des Heims. Ursprünglich ein Altenheim, ist das Weiße Kreuz zu einem Auffanglager für Flüchtlinge geworden. „Wir haben nur 60 Betten, aber der Andrang ist viel größer. Die, die wir nicht hier unterbringen können, können hier Essen und sich duschen, mehr ist da leider nicht drin,“ erklärt Carmen-Maria. Seit fünf Jahren ist die Spanierin Leiterin des Heims, und jedes Jahr, sagt sie, klopfen immer mehr Flüchtlinge an die Tür des Weißen Kreuzes. „Das Weiße Kreuz scheint in Algerien schon sehr bekannt zu sein,“ scherzt Carmen-Maria, „denn die meisten der algerischen Flüchtlinge kommen erst mal zu mir. Nach den tagelangen Reisen sind sie sehr erschöpft. Kaum einer fragt hier nach Essen, nur

frische Kleidung wollen sie und sich duschen.“ Jährlich nutzen das Heim rund 9.000 Flüchtlinge als Durchgangslager, schätzt sie.

Für Hamed gab es keinen Schlafplatz mehr im Heim des Weißen Kreuzes. Auch nicht im sogenannten Cedi – einem vom spanischen Staat finanzierten Auffanglager für Flüchtlinge, das außerhalb der Stadt in einem Waldgebiet liegt. Hier werden vorrangig Familien und alleinstehende Frauen aufgenommen, und mit nicht mehr als 200 Betten wird es dem permanenten Andrang neuer Flüchtlinge nicht gerecht. Hamed hat eine Notlösung gefunden: er schläft unter freiem Himmel. Auf einer ehemaligen Müllhalde, vor den Toren der Stadt, hat er sich gemeinsam mit anderen Algeriern, die auf ihre Ausreise nach Algeciras warten, ein notdürftiges Lager errichtet. Von hier läuft er jeden Tag die etwa drei Kilometer lange Strecke zum Heim des Weißen Kreuzes.

Nach dem Mittagessen machen wir uns gemeinsam auf dem Weg zu seiner provisorischen Unterkunft am Rande der Stadt. Die Sonne steht hoch am Himmel, es ist noch warm für die herbstliche Jahreszeit. Der Weg führt entlang einer stark befahrenen Straße, die auf der rechten Seite an den Strand angrenzt. Die Sonne spiegelt sich im Meer und in der Ferne ist eine Fähre zu sehen, die von Ceuta nach Algeciras übersetzt. „Siehst du,“ sagt Hamed und zeigt auf die Fähre, „bald bin ich da auch drauf. Dann kann alles nur noch besser werden. Du musst die Chance nehmen, wenn sie sich dir bietet.“ Eine Chance hat ihm seine Heimat Algerien nicht geboten. Überhaupt, über Algerien spricht er nicht gerne. Nur soviel: Als junger Mensch wäre es dort einfach nicht mehr auszuhalten, sagt er, und in Frankreich sei alles besser. Er kann die Lieder von Charles Trenet auswendig und zitiert Victor Hugo. Hamed zählt ungeduldig die Tage, bis er endlich ein Ticket für die Fähre nach Algeciras bekommt. Denn erst wenn er das spanische Festland erreicht, hat er es wirklich geschafft. Für die meisten Flüchtlinge zählt Ceuta noch nicht zu Europa.

Auf dem Weg treffen wir drei junge Pakistani, die zu Fuß in Richtung Stadtzentrum unterwegs sind. Obwohl die Flüchtlinge einer Nationalität eher unter sich bleiben, kennt man sich untereinander: Schließlich sitzen alle im selben Boot. Einer der jungen Pakistani erklärt, wie er mit Hilfe von Schleppern schließlich in Ceuta gelandet ist: „Wir sind über die Türkei und dann mit einem Schiff nach Ceuta gekommen,“ sagt er in gebrochenem Englisch. „Jetzt sitzen wir hier fest, denn die spanische Polizei will uns keine Einreise genehmigung nach Spanien geben. Eigentlich wollten wir nach Italien, aber das hat nicht geklappt.“ Italien und Spanien gelten bei den Flüchtlingen als Länder, in denen die – wohl gemerkt – illegale Einreise noch nicht so schwierig ist wie in anderen Ländern der Europäischen Union. Mafiabanden und Schlepperorganisationen sind hier besonders aktiv.

Am Strand werden wir schon von weitem von Hameds algerischen Freunden begrüßt. Gerade sind drei junge Algerierinnen aus dem Oran angekommen. Über

eine Woche lang waren die Schwestern zu Fuß, mit Sammeltaxis oder mit Bussen unterwegs. „Ich bin sehr müde, aber froh, jetzt hier zu sein. Von hier aus geht es schon irgendwie weiter,“ sagt die 21-jährige Nadja. Warum sie ihr Land verlassen hat? „Wir sind jung, und wollen leben. Einfach nur leben,“ erzählt sie. „In Algerien ist es sehr schwer geworden, zu überleben. Die Islamisten machen uns das Leben schwer. Aber auch von der Regierung kann man nichts mehr erwarten. Es kam mir so vor, als ob ich ersticken würde.“ Die Schlepper, die die drei jungen Frauen über die Grenze nach Marokko und dann nach Ceuta gebracht haben, verlangten sehr viel Geld. Jetzt haben sie gar nichts mehr – so wie all die anderen Algerier, die auf der nahegelegenen Müllhalde ihr provisorisches Zuhause hergerichtet haben.

„Willkommen in unserem Zuhause,“ ruft mir einer der jungen Algerier breit grinsend entgegen, als wir das Lager erreichen. In der einen Ecke wird gerade ein Fisch über dem offenen Feuer gebraten, überall liegt Müll herum, halbverbrannte Autoreifen, Haushaltsabfälle, von denen ein stechender Geruch in der Luft hängt. Die aus Pappkartons und Plastikplanen notdürftig zusammengebauten Verschlüge wirken schäbig und trostlos. „Also das,“ Hamed zeigt auf einen Haufen Decken, „ist mein Bett, und das da drüben, ist mein Badezimmer.“ – Gemeint ist damit das Meer, in dem die jungen Männer täglich baden gehen. Der Humor, den die meisten von ihnen an den Tag legen („Den ganzen Tag draußen in der Sonne, da wird man wenigstens schön braun“), kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die unmenschlichen Bedingungen, unter denen sie hier hausen, ihnen zu schaffen machen. Hinzu kommt die Ungewissheit darüber, was die Zukunft bringt und wie lange sie hier noch auf ihren Ausreisebescheid warten müssen. Auch der herannahende Winter macht den meisten Sorgen: Sobald es kühler wird, wird man sich ein neues Quartier suchen müssen.

Auch Khaled hat sich alles ganz anders vorgestellt. Der Dreißigjährige hat Philosophie in Algier studiert, und sein Traum ist es, in Paris sein Studium mit einem Dokortitel zu beenden. „Ich kann es gar nicht glauben, dass es so etwas gibt. Dass wir hier hausen müssen wie die Tiere. Aber es gibt kein zurück. In Algier kann ich nicht mehr leben, mit all dem Terror und der Perspektivlosigkeit. Dann doch lieber das hier in Kauf nehmen,“ sagt er resigniert. Von Europa erwartet er nur eins: Endlich leben zu können, ohne Angst im Nacken. Hamed und seine Freunde, die um uns herum stehen, nicken zustimmend. „Du musst die Chance am Kragen packen, wenn sie da ist,“ wiederholt Hamed, ganz so, als müsse er sich selbst noch davon überzeugen.